Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 78 (1969)
Heft: 3

Artikel: Tagebuch der Armut
Autor: Jesus, Carolina Maria de
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974348

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Tagebuch der Armut

Sie wohnte in der Bretterbude Nr. 9 der Strasse A in der Favela do Canindé. Favela, so nennt man in Brasilien das Viertel der Armut und des Elends, das am Rande der grossen Städte gelegen ist. Die Menschen, die dort leben, wissen nichts von den Freuden der Reichen. Manchmal aber sehen sie von weitem, wie sich am Abend der Lichterglanz verheissungsvoll über die Stadt breitet, und dann beginnt vielleicht der sehnsüchtige Traum vom andern Leben.
Denn für sie in der Favela gibt es nur die Dunkelheit. Sie darben, hungern, frieren und sorgen sich um den morgigen Tag. Die in der Bretterbude Nr. 9 wohnte, hiess Carolina Maria de Jesus und war von schwarzer Hautfarbe. Sie hasste die Favela, diese Rumpelkammer der Stadt, da die Dinge und Menschen das Dasein der Ausgestossenen leben. Sie hatte drei Kinder, zwei Buben und ein Mädchen, und wusste kaum, wie sie sie ernähren und kleiden sollte. Sie sammelte Abfälle, Papier und Eisen, und verkaufte sie für ein paar armselige Cruzeiros. Eines Tages fand sie im Abfall der Strasse ein paar alte Hefte mit noch unbeschriebenen Blättern. Auf diesen zeichnete Carolina auf, was sich in der Favela do Canindé ereignete. Sie wusste nichts von der kunstvoll geformten Sprache der Dichter, die um die Worte ringen, dass sie der Menschen Herzen bewegen. Sie schrieb einfach und selbstverständlich; denn die Stimme der Armut ist poesielos. Sie erzählte, was ihr in den Sinn kam und wie sich das Leben draussen in der Favela zutrug, mit all seinem Hunger, der Not und dem Elend, aber auch den spärlichen Freuden, der Hoffnung und der Zuversicht. Und sie öffnete mit ihrem Tagebuch der Armut die Herzen derer, die es lasen, und rührte das Erbarmen der Reichen. Sie tat es für ihre Brüder und Schwestern in der Favela und für alle Menschen auf der Welt, die im Dunkel der Armut leben.
Als ihr Tagebuch der Armut in Brasilien erschien, horchte man auf und nannte es ein einzigartiges menschliches Dokument. Wir bringen im folgenden einige Ausschnitte aus den Aufzeichnungen der Carolina Maria de Jesus *.

Wie ist es schrecklich, ein Kind essen zu sehen und die Frage zu hören: «Ist noch mehr da?» Der Ausdruck «Ist noch mehr da?» schwelt im Gehirn einer Mutter, die die Töpfe betrachtet und nicht mehr hat.
Ich habe bemerkt, dass man im Kühlhaus Kreolin in den Abfall giesst, damit die Leute aus der Favela kein Fleisch zum Essen aufsammeln. Ich habe keinen Kaffee getrunken; mir war schwindelig. Der Schwindel des Hungers ist schlimmer als der des Alkohols. Der Schwindel des Alkohols macht uns singen, aber der Hunger macht uns zittern. Ich stellte fest, wie schrecklich es ist, nur Luft im Magen zu haben.
Im Munde schmeckt es bitter. Ich dachte: Genügt die Bitternis des Lebens nicht mehr? Anscheinend hat das Schicksal mich bei meiner Geburt gebrandmarkt, damit ich Hunger leide. Ich habe einen Sack Papier gesammelt. Als ich in die Rua Paulino Guimaras ging, gab mir eine Dame ein paar Zeitungen. Sie waren sauber; ich ging zur Sammelstelle. Auf dem Wege sammelte ich alles, was ich fand. Eisen, Dosen, Kohle, alles kann der Bewohner der Favela gebrauchen. Ich bekam sechs Cruzeiros. Ich dachte daran, das Geld aufzubewahren, um Bohnen zu kaufen. Aber ich merkte, dass ich das nicht konnte, denn mein Magen forderte und quälte mich ... Ich beschloss, eine mittlere Tasse Kaffee zu trinken und ein Brot zu kaufen. Welche überraschende Wirkung hat die Nahrung in unserem Organismus! Bevor ich ass, sah ich den Himmel, die Bäume, die Vögel — alles gelb; nachdem ich gegessen hatte, wurde alles vor meinen Augen normal ... Die Nahrung im Magen ist wie der Brennstoff in den Maschinen. Ich glaubte im Raume zu schweben. Ich fing an zu lächeln, als wohnte ich einem schönen Schauspiel bei. Und gibt es überhaupt ein schöneres Schauspiel, als zu essen zu haben? Mir schien, ich ässe zum ersten Male in meinem Leben.

Es hat endlich aufgehört zu regnen. Die Wolken gleiten nach Osten. Die Kälte geisselt uns. Manche Leute in der Favela haben kein warmes Zeug. Wenn sie Schuhe haben, haben sie keinen Mantel. Und mir tut es weh, zu sehen, wie die Kinder barfuss im Schlamm gehen ... Ich habe bemerkt, dass neue Leute in die Favela einziehen. Sie sind schlecht gekleidet und mager. Sie haben eine Bretterbude gebaut. Ich schaute der neuen Unglücksgenossin ins Gesicht. Sie schaute die Favela an, den Schlamm und die armseligen Kinder. Es war der traurigste Blick, den ich je gesehen habe. Vielleicht hat sie keine Illusionen mehr. Sie hat ihr Leben dem Leben anvertraut.
Es wird wohl jemanden geben, der, wenn er liest, was ich schreibe, sagen wird ... das ist Lüge! Aber das Elend ist wirklich wahr ... Ich lehne mich auf gegen die Gewinnsucht der Menschen, die einander ausquetschen, wie man eine Apfelsine ausquetscht.
Wenn ich wenig Geld habe, versuche ich, nicht an die Kinder zu denken, die um Brot und Kaffee bitten wer-

* Das «Tagebuch der Armut» von Carolina Maria de Jesus, einer brasilianischen Negerin, ist in deutscher Sprache im Christian-Wegner-Verlag, Hamburg, erschienen

den. Ich lenke meine Gedanken zum Himmel. Ich denke: Ob es dort oben Einwohner gibt? Ob sie besser sind als wir? Ob sie mächtiger sind als wir? Ob es dort ebenso viel verschiedene Nationen gibt wie hier auf der Erde? Ober nur eine Nation? Ob es dort Favelas gibt? Und wenn es dort Favelas gibt, ob ich dann nach meinem Tode in der Favela wohnen werde?

Als ich Papier sammeln ging, traf ich einen Neger. Er war so zerlumpt und schmutzig, dass es einem leid tat. In seinem zerlumpten Zeug konnte er sich als Direktor der Gewerkschaft der Elenden vorstellen. Sein Blick war traurig, als betrachte er die Welt mit Verachtung, eines menschlichen Wesens unwürdig. Er ass Kuchen, die die Fabrik in den Schlamm geworfen hat. Er wischte den Lehm ab und ass die Kuchen. Er war nicht betrunken, aber er schwankte. Er taumelte. Ihm war schwindlig vor Hunger!
... Ich traf ihn wieder in der Nähe der Sammelstelle und sagte: «Warten Sie bitte, ich werde dieses Papier verkaufen und gebe Ihnen fünf Cruzeiros, damit Sie eine Tasse Milchkaffee trinken. Es ist gut, morgens einen Kaffee zu trinken.»
«Ich will nicht. Sie sammeln dieses Papier mit so viel Schwierigkeiten, um Ihre Kinder zu ernähren, und werden fast nichts dafür bekommen, und dann wollen Sie noch mit mir teilen. Ich weiss schon, was ich aus meinem Leben machen werde. In einigen Tagen werde ich auf dieser Welt nichts mehr brauchen. Ich weiss, dass ich sterben werde, denn der Hunger ist die schlimmste Krankheit.»
... Der Mann hörte plötzlich auf zu sprechen. Ich zog mit meinem Sack Papier auf dem Rücken weiter.

... Es regnet. Ich kann nicht Papier sammeln gehen. An den Tagen, an denen es regnet, bin ich eine Bettlerin. Ich laufe lumpig und schmutzig herum. Ich trage schon die Uniform der Elenden ... Ich habe notdürftig einen alten Schirm repariert, den ich im Abfall gefunden habe, und bin aus dem Hause gegangen. Ich ging zum Kühlhaus und bekam ein paar Knochen. Das ist schon was. Ich mache eine Suppe.

Als ich an der Fabrik vorbeiging, sah ich Tomaten liegen. Ich wollte einige aufheben, aber da sah ich den Geschäftsführer. Ich trat nicht näher, weil er nicht gerne sieht, dass man Tomaten aufhebt. Wenn die Lastwagen entladen werden, fallen Tomaten auf den Boden, und wenn die Lastwagen abfahren, zerdrücken sie sie. Aber die Menschheit ist so. Sie lässt die Dinge lieber verderben, als dass die Nächsten sie nutzen.
Wie ist es doch entsetzlich, morgens aufzustehen und nichts zu essen zu haben! Ich habe sogar daran gedacht, Selbstmord zu begehen. Wenn ich Selbstmord begehen sollte, dann wegen der Leere im Magen. Und weil ich darüber unglücklich bin, hungrig aufgewacht zu sein.
Hier in der Favela ist ein Kind gestorben. Es war zwei Monate alt. Wenn es leben würde, würde es Hunger leiden.
Das Leben ist wie ein Buch. Nur nachdem wir es gelesen haben, wissen wir, was es enthält. Wenn wir am Ende des Lebens stehen, wissen wir erst, wie unser Leben verlaufen ist. Mein Leben ist bisher schwarz gewesen. Schwarz ist meine Haut, schwarz ist der Ort, wo ich wohne.
... Heute haben wir nichts zu essen. Ich wollte den Kindern vorschlagen, dass wir Selbstmord begehen. Ich liess davon ab. Ich schaute meine Kinder an, und sie taten mir leid. Sie sind so voller Leben. Wer lebt, muss essen. Ich wurde nervös und dachte: Ob Gott mich vergessen hat? Ob er mir böse ist?

Ich habe bis spät geschrieben, denn ich kann nicht einschlafen. Als ich mich hinlegte, bin ich sofort eingeschlafen und träumte, ich sei in einem anderen Haus. Und ich hatte alles. Säcke voll Bohnen. Ich schaute die Säcke an und lächelte. Und ich sagte zu Joao:
«Jetzt können wir dem Elend einen Fusstritt geben.»
Und ich schrie:
«Geh fort, Elend!»
Heute bin ich traurig. Ich bin nervös. Ich weiss nicht, ob ich weinen oder aus dem Hause laufen soll, bis ich bewusstlos umfalle. Heute morgen regnete es nämlich. Und ich bin nicht aus dem Hause gegangen, um Geld zu besorgen. Ich habe den ganzen Tag geschrieben. Es sind noch Nudeln übriggeblieben; ich werde sie für die Kinder aufwärmen. Ich habe die Kartoffeln gekocht, sie haben sie gegessen. Ich habe etwas Buntmetall und ein wenig Alteisen, die ich bei Seu Manuel verkaufen werde. Als Joao aus der Schule kam, schickte ich ihn hin, um das Alteisen zu verkaufen. Er erhielt 13 Cruzeiros. Er kaufte ein Glas Mineralwasser, zwei Cruzeiros. Ich schimpfte ihn aus. Wo gab es jemals einen Bewohner der Favelas mit derartigen Vornehmheiten?

Die Kinder essen viel Brot. Sie mögen gern weiches Brot. Aber wenn keines da ist, essen sie hartes. Das Brot, das wir essen, ist hart. Das Bett, in dem wir schlafen, ist hart. Das Leben der Favela-Bewohner ist hart. Oh!

Hilfe zur Selbsthilfe

Sao Paulo, Königin, die du eitel deine goldene Krone aus Wolkenkratzern trägst, die du dich in Samt und Seide kleidest und an den Füssen Baumwollstrümpfe, die Favela, trägst.
Ich bin in meine dreckige Bretterbude zurückgekehrt. Ich schaute die altgewordene Bude an. Die Bretter sind schwarz und verfault. Ich dachte: Sie sieht so aus wie mein Leben!

Morgens regnete es. Ich kochte Kaffee und schickte Joao für 15 Cruzeiros Brot holen. Ich lieh Adalberto 15. Ich schleppte kein Wasser. Mir wird übel, wenn ich in der verfluchten Schlange stehe. Ich liess Vera im Bett liegen. Es regnete einen feinen und kalten Regen. Ich habe ein Paar Schuhe im Abfall gefunden und trage sie jetzt... Als ich Papier sammeln ging, bat Dona Esmeralda mich um 20. Ich gab ihr 30 Cruzeiros, weil sie sieben Kinder hat und ihr Mann in der Irrenanstalt ist.

Ich ging aus dem Haus und nahm den üblichen Weg. Ich sammelte Papier, Alteisen und Werg. Ich traf einen Blinden:
«Vor wieviel Jahren hast du das Augenlicht verloren?»
«Vor zehn Jahren.»
«Fanden Sie das schlimm?»
«Nein, weil alles, was Gott tut, recht ist.»
«Wodurch haben Sie das Augenlicht verloren?»
«Schwäche.»
«Und bestand keine Möglichkeit zur Heilung?»
«Nein. Nur wenn eine Transplantation gemacht wird. Aber ich muss jemanden finden, der mir ein Auge schenkt.»
Dann haben Sie ja schon die Sonne, die Blumen und den Himmel voller Sterne gesehen?»
«Das habe ich schon gesehen, Gott sei Dank.»

Seit zwei Monaten wasche ich keine Wäsche, weil ich keine Seife habe. Die Betten sind so schmutzig, dass es einen ekelt. Ich habe mich nicht über die Bemerkung des unbekannten Mannes aufgeregt, die sich auf meinen Schmutz bezog. Ich glaube, ich muss ein Plakat auf den Rücken schnallen: «Ich bin schmutzig, weil ich keine Seife habe.»

Hilfe zur Selbsthilfe! Unter diesem Stichwort denkt man gern an die Ueberwindung materieller Schwierigkeiten. Wenn ein Schulpsychologe feststellt, dass ein Kind beisielsweise wegen Geistesschwäche in eine Sonderschule gehört, so nimmt die Invalidenversicherung den Eltern in den meisten Fällen die finanziellen Sorgen ab. Was hindert aber den Schulpsychologen, der Mutter des geistesschwachen Kindes einfach das Formular für die Versicherung und die Adressen von ein paar Heimen in die Hand zu drücken? Weshalb meldet er die Familie statt dessen der Beratungsstelle Pro Infirmis, und warum wird eine geschulte Sozialarbeiterin mehrere ausgiebige Besuche machen, bis das Kind in die Sonderschule eintritt?
Das Kind braucht offenbar Hilfe in seiner Not — aber welches ist die richtige Hilfe? Das will genau überlegt und eingehend besprochen sein. Es sind nicht die schlechtesten Eltern, die sich zunächst gegen die Einweisung in ein Sonderschulheim sträuben. Wenn sie diesen schweren Weg mit ihrem Kind durchhalten sollen, so dürfen sie ihm nicht zustimmen, einfach weil sie «in diesen Dingen nicht Bescheid wissen». Die Fürsorgerin wird deshalb alle fachlichen Kenntnisse und beruflichen Beziehungen einsetzen, um den Eltern einen Ueberblick über die konkreten Sonderschulungsmöglichkeiten zu geben. Gemeinsam wird man die Vor- und Nachteile der verschiedenen Lösungen abwägen. Und Eltern, die aus echter Liebe zu ihrem Kind zunächst vor einer Heimschulung zurückschrecken, werden sich auch dazu entschliessen, wenn es das Beste ist für das Kind.
Noch gilt es, Eltern und Kind den Weg in den für sie bisher unbekannten Lebenskreis der Sonderschule zu ebnen. Aeusserlich: Einen freien Platz in einem passenden Heim zu finden und die nötigen Formalitäten zu erledigen; aber auch innerlich: Die Fürsorgerin nimmt sich Zeit, mit Eltern *und* Kind die gewählte Institution zu besuchen, bevor der letzte Entscheid fällt. So wird dann eine gefasste Mutter ein erwartungsfrohes Kind in sein Sonderschulheim begleiten.
Ist dieser ganze Prozess Zeitverschwendung? Nein! Denn nur wenn der Behinderte innerlich ja sagt dazu, kann man ihm weiterhelfen. Für ein behindertes Kind muss dieses Ja von den Eltern kommen. Ein schwerer Schritt für jedes Elternpaar, und deshalb eine der vornehmsten Aufgaben von Pro Infirmis, mit Verständnis und Sachkenntnis dabei Hilfe zu leisten.

Osterspende Pro Infirmis, Postcheckkonto 80 - 23 503